

Silvia Serena Tschopp

## Jan-Arne Sohns: An der Kette der Ahnen.

Geschichtsreflexion im deutschsprachigen historischen Roman 1870–1880. Berlin und New York: Walter de Gruyter 2004 (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 32), XIV, 378 S., 16 Abb., geb., 108,00 € (ISBN 3–11–018133–9)

Die hier zu besprechende Studie bietet keine vergnügliche Lektüre. Nun darf man zu Recht bezweifeln, ob der Begriff ‚Vergnügen‘ die primäre Intention einer wissenschaftlichen Untersuchung adäquat beschreibt und als Kriterium für deren Beurteilung taugt. In der Tat ist das, was ein ernstzunehmender Forschungsbeitrag in erster Linie zu leisten hat, Erkenntnisstiftung. Wer allerdings weiß, in welchem Maße luzide Formulierungen nicht nur dem Vergnügen, sondern auch der Erhellung dienen können, wird die *delectatio* des Lesers nicht als etwas Sekundäres abtun wollen. Es sind derartige Überlegungen, die einer Rezensentin durch den Kopf gehen, wenn sie mit leiser Verzweiflung Sätze wie den folgenden liest: „Vergangenheit entsteht als Transformation von reiner Gegenwart in die Semi-Existenz als Referent der einzig präsenten Zeichen“ (S. 89). Glücklicherweise wartet Sohns Untersuchung zur Geschichtsreflexion im deutschsprachigen historischen Roman zwischen 1870 und 1880 nicht nur mit sprachlichen Verrenkungen, sondern auch mit Einsichten auf, die die bisweilen anstrengende Lektüre insgesamt lohnend erscheinen lassen.

Im Zentrum von Sohns Abhandlung steht ein Problemkomplex, der in der germanistischen Forschung seit gut zehn Jahren auf bemerkenswertes Interesse stößt: das komplexe Verhältnis von Literatur und Historismus. Sohns Studie erinnert denn auch in manchem an bereits vorliegende Monographien zum Thema. So rekurriert auch sie auf Gustav Droysens *Historik* als besonders avanciertem Entwurf geschichtswissenschaftlicher Methodik oder erkennt in Friedrich Nietzsche den herausragenden Verkünder dessen, was in der Folge als ‚Krise des Historismus‘ beschrieben worden ist. Neu ist hingegen, wie die den genannten Autoren zu verdankenden Einsichten in die Schwierigkeiten, die sich mit der Rekonstruktion vergangenen Geschehens verbinden, mit literarischen Werken in Beziehung gesetzt werden, die im wissenschaftlichen Diskurs eine tendenziell stiefmütterliche Behandlung erfahren haben: Felix Dahns *Kampf um Rom*, Louise von François’ *Die letzte Reckenburgerin*, Georg Ebers *Uarda*, Conrad Ferdinand Meyers *Jürg Jenatsch*, Leopold von Sacher-Masochs *Ein weiblicher Sultan*, Friedrich Theodor Vischers *Auch Einer*, Robert Hamerlings *Aspasia*, Theodor Fontanes *Vor dem Sturm* und natürlich Gustav Freytags titelgebender *Ahnen*-Zyklus. Ebenfalls neu und nicht minder begrüßenswert ist die Integration

anderer Formen historischer Repräsentation, namentlich zeitgenössischer Artikel aus Zeitschriften wie *Die Gartenlaube*, *Die Grenzboten*, *Die Gegenwart* oder *Über Land und Meer* sowie künstlerischer Artefakte, allen voran Adolph Menzels Historienbilder. Das Augenmerk richtet sich demnach nicht nur auf literarische Manifestationen; angestrebt wird vielmehr die Freilegung der Beziehungen zwischen ausgewählten historischen Romanen und dem in Institutionen, ästhetischen Artefakten, wissenschaftlichen Disputen, publizistischen Kampagnen oder politisch-administrativen Maßnahmen – Sohns greift in diesem Zusammenhang auf Michel Foucaults Konzept des ‚Geschichtsdispositivs‘ zurück – sich artikulierenden zeitgenössischen Geschichtsdenken. Die Interpretation historischer Erzählprosa soll deutlich machen, dass auch jene Geschichtsromane, denen von Seiten der germanistischen Literaturwissenschaft nicht selten mangelnde Ästhetizität unterstellt wurde, auf komplexe Weise an der Reflexion über die Bedingungen historischer Gedächtnisbildung partizipieren.

Der Aufbau der Studie ist stimmig: Auf die Darlegung der methodischen Prämissen (Kap. I) folgt zunächst eine exemplarische Lektüre von Felix Dahns *Kampf um Rom* (Kap. II). Anders als jene Kritiker, die Dahns erfolgreichsten Roman als ebenso ideologisch wie trivial denunziert haben, postuliert Sohns, dass dem Werk ein hohes Maß an Selbstreflexivität eigne und veranschaulicht seine These an ausgewählten Romanfiguren, insbesondere dem Historiographen Prokop, an der dem Roman inhärenten Auseinandersetzung um Erinnerung und Gedächtnis und am problembewussten Umgang mit Fragen der zeichenhaften Repräsentation von Vergangenheit. Dahns Roman, so der Befund, belegt auf eindrucksvolle Weise, dass gerade jene historischen Dichtungen, deren Popularität mit der sie charakterisierenden Nähe zum offiziellen Geschichtsdiskurs erklärt worden ist, durch delegitimierende Strategien gekennzeichnet sind, Strategien, die die dem Werk vielfach unterstellte nationalistische Konstruktion von Historie prekär erscheinen lassen. Sohns im Verlauf seiner Studie variantenreich explizierte These von der „Aporie einer ‚wechselseitigen Suspendierung‘ von Affirmation und Subversion“ (S. 303) findet hier eine erste Bestätigung.

Ein weiteres, umfangreiches Kapitel ist der ‚Erinnerungskrise‘ gewidmet (Kap. III). ‚Erinnerungskrise‘ meint hier die Erfahrung, dass Vergangenheit immer vergangen ist und bestenfalls Zeichen, Signifikanten hinterlässt, deren Bedeutung, deren Signifikat kaum mehr fassbar erscheint. Indem der historische Roman die Möglichkeiten und Grenzen von Kohärenzbildung im Modus des Erinnerns gestaltet und die mit der Darstellung vergangenen Geschehens verbundenen Schwierigkeiten thematisiert, bildet er einen wichtigen Beitrag zu einem Problem, das auch die geschichtswissenschaftliche Theoriebildung der 1870er Jahre beschäftigte. Am Beispiel von Louise von François’ *Die letzte Reckenburgerin* zeigt Sohns, dass sich der historische Roman keinesfalls darauf beschränkt, poetisch zu erinnern, sondern dass er vielmehr unterschiedliche Erinnerungsverfahren zur Diskussion stellt und nach den Möglichkeitsbedingungen kollektiver Gedächtnisbildung fragt.

Wenn Vergangenheit nur in den zeichenhaften Spuren präsent ist, die sie hinterlässt, konfrontiert sie denjenigen, der sich um sie bemüht, mit kaum zu bewältigenden Hürden. Am eindringlichsten sind die Erkenntnisprobleme, die sich im Zusammenhang mit der Rekonstruktion vergangenen Geschehens stellen, von Historikern diskutiert worden, und so überrascht es nicht, dass Sohns ein weiteres, ebenfalls umfangreiches Kapitel dem Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Geschichtsliteratur widmet (Kap. IV). Gustav Droysens Infragestellung des Rankeschen Objektivitätspostulats und Nietzsches Absage an unmittelbare geschichtliche Erkenntnis spiegeln sich, so die These, in Conrad Ferdinand Meyers *Jürg Jenatsch* und in Theodor Fontanes *Vor dem Sturm*; die historistische Forderung nach Quellenkritik wiederum findet im riesigen Fußnotenapparat von Georg Ebers Roman *Uarda* ihre Entsprechung. Die in älteren Darstellungen vertretene Auffassung, die populären Geschichtsromane der Gründerzeit seien einzig und allein darauf gerichtet, historische Fakten für ein breites Publikum poetisch aufzubereiten, greift demnach zu kurz. Wie Sohns mit Blick auf ausgewählte Beiträge zur zeitgenössischen Methodendiskussion und exemplarische Textanalysen deutlich zu machen vermag, waren sich die Autoren gründerzeitlicher Geschichtsromane der mit der Rekonstruktion vergangenen Geschehens verbundenen epistemologischen Probleme durchaus bewusst und haben sie in ihren dichterischen Werken facettenreich reflektiert.

Der Rekurs auf geschichtswissenschaftliche Theoriebildung bildet nicht die einzige Möglichkeit, auf drängende Probleme historischer Narration eine Antwort zu finden. Eine besonders radikale Variante des Umgangs mit den der Geschichte inhärenten Darstellungsproblemen stellt der Zeichenverzicht dar, den Sohns an Adolf Menzels unvollendetem Monumentalgemälde *Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen* und Gustav Freytags nicht zu Ende geführtem *Ahnenzyklus* exemplifiziert (Kap. V). Der Abbruch der schöpferischen Arbeit an der Geschichte – bei Menzel durch ausgesparte Flächen auf der Leinwand augenfällig gemacht – ist das konsequenteste, jedoch keinesfalls das komplexeste Verfahren, der Abwesenheit des Vergangenen und den daraus resultierenden Herausforderungen an die Erkenntniskraft und den Repräsentationswillen der Nachgeborenen zu begegnen. Wie Sohns in einem abschließenden, die Ergebnisse bündelnden Kapitel zeigt (Kap. VI), stehen jenen Autoren, die weder auf die Kohärenzstiftende Kraft verschriftlichter Erinnerung, wie sie François' *Die letzte Reckenburgerin* darstellt, zu vertrauen noch im Verzicht auf Repräsentation, wie er durch Menzels und Freytags unvollendet gebliebene Artefakte verkörpert erscheint, eine Lösung zu erkennen vermögen, noch andere Möglichkeiten offen, auf die Kontingenz geschichtlicher Erfahrung zu reagieren. Gegen den Verlust der Gegenwart, die bereits im Moment des sich Ereignens der Vergangenheit anheim fällt, setzen Autoren wie Friedrich Theodor Vischer, Georg Ebers, Robert Hamerling oder Gustav Freytag die Verewigung des Augenblicks und einen Darstellungsmodus, der die Unmittelbarkeit und damit die Gegenwärtigkeit

des Dargestellten behauptet und zugleich für den Leser erlebbar macht. Robert Hamerlings *Aspasia* lenkt den Blick außerdem auf einen weiteren Modus, sich dem Verlust der Gegenwart zu entziehen: Geschichte wird in schönen Bildern ‚stillgestellt‘ und deren andauernde Präsenz beschworen. Eine gänzlich andere Form der Auseinandersetzung mit der Abwesenheit von Vergangenheit findet sich schließlich in Theodor Fontanes *Vor dem Sturm*: Als produktiven Umgang mit dem Objektivitätsverzicht (S. 272) deutet Sohns ein Erzählverfahren, das durch einen multiperspektivischen Zugriff auf das narrativ Entfaltete gekennzeichnet ist. Wenn der historische Gegenstand nicht als autonome Entität existiert, sondern sich immer neu aus den Anschauungen der Betrachter konstituiert, erscheint eine Darstellungsform als angemessen, die genau diese Vielzahl der Perspektiven vor Augen führt.

Ein kurzes, mit „Anschlüsse“ überschriebenes Kapitel enthält Überlegungen zur Leistungsfähigkeit einer gründerzeitlichen Metapher, die in Zusammenhang mit historischen Romanen wiederholt begegnet, nämlich derjenigen des Bildes. Das Diktum vom Roman als erzähltem Bild – so der bisher erreichte Konsens der Forschung – verweist zum einen auf die besondere Anschaulichkeit poetischer Geschichtsnarration und grenzt diese so von der wissenschaftlichen Darstellung von Historie ab; es fügt sich zum anderen zum Postulat der Unmittelbarkeit, zur Vorstellung also, dem historischen Roman könne es gelingen, die Kluft zwischen Vergangenheit und der Gegenwart des Lesers poetisch zu überwinden. Sohns plädiert demgegenüber wenig überraschend für einen Bildbegriff, der „Offenheit, Selbstreflexion und Multiperspektivität“ (S. 317) umfasst und deshalb als geeignet erscheint, den spezifischen Konfigurationen des historischen Romans der Gründerzeit gerecht zu werden.

Die Stärke von Sohns Dissertation liegt in der genauen Lektüre und den bisweilen subtilen Deutungen einer Reihe gründerzeitlicher Geschichtsromane, die, wie Sohns zu plausibilisieren vermag, weit komplexer verfahren, als dies die nicht selten harsche Beurteilung, die sie von Seiten der Literaturwissenschaft erfahren haben, vermuten ließe. Als besonders gelungen erweisen sich dabei die Interpretationen von Dahns *Kampf um Rom* und François' *Die letzte Reckenburgerin*, aber auch Meyers vielfach behandeltem *Jürg Jenatsch* vermag Sohns noch neue interpretatorische Facetten abzugewinnen. Weniger überzeugend ist demgegenüber der Versuch, die seinem Deutungskonzept unterlegte Prämisse von der „Subversion in der Affirmation“ (S. 39) in jedem der von ihm berücksichtigten Texte nachzuweisen, eine Vorgehensweise, die zu einer unnötigen Verengung der Perspektive führt, irritierende Redundanzen erzeugt und den Blick auf den reichen Ertrag der Textanalysen zu verstellen droht. Erfrischend originell muten dagegen jene Passagen an, in welchen die gründerzeitliche Geschichtskultur, die den Kontext der behandelten historischen Romane bildet, exemplarisch in den Blick genommen wird. Dies gilt etwa für die die Studie einleitende Darstellung der Öffnung der Gruft der Berliner Garnisonskirsche, die Deutung der Reaktion

von Berliner Bürgern auf die Siegesdepesche von Sedan am 3. September 1870 (Kap. III.1.1) oder die Auseinandersetzung mit Adolph Menzel (Kap. V.1). Nicht unbedingt neu sind die Ausführungen zum zeitgenössischen geschichtstheoretischen Diskurs. Während jedoch die Reduktion Leopold von Rankes auf das mit seinem Namen verbundene ‚Objektivitätspostulat‘ die Differenziertheit des Ranke’schen Modells historiographischer Tätigkeit verkennt (vgl. S. 76; S. 146ff.), erscheint die Auseinandersetzung mit Droysens ‚Historik‘ als zugleich differenziert und prägnant (vgl. vor allem Kap. IV.4.3). Droysens erst spät veröffentlichte ‚Historik‘ erweist sich, so Sohns, als scharfsinniger Versuch, methodologische Grundprobleme des Umgangs mit Geschichte, die auch in literarischen Geschichtsdarstellungen reflektiert werden, einer Lösung zuzuführen.

So eindrucksvoll einzelne Deutungen literarischer Werke, wissenschaftlicher Theoreme und kultureller Praktiken auch sein mögen, so einleuchtend die von Sohns offen gelegten Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen des ‚Geschichtsdispositivs‘ bisweilen wirken, so fragwürdig sind einige für die Gesamtanlage der Studie grundlegende Weichenstellungen. Die Konzentration auf den Zeitraum 1870 bis 1880 mag aus arbeitsökonomischen Gründen sinnvoll sein und ermöglicht außerdem einen umfassenderen Einbezug kontextueller Parameter; sie erzeugt jedoch zugleich künstliche Zäsuren, wo eher von Kontinuitäten die Rede sein müsste. Die Entwicklungen zwischen 1870 und 1880 stehen in engstem Zusammenhang mit den politischen, wissenschaftlichen und literarischen Tendenzen vor 1870 bzw. nach 1880 und sind im Rahmen einer isolierten Betrachtung, wie sie Sohns Studie weitgehend darstellt, nur bedingt begreifbar. Vielleicht hängt es mit dieser Engführung zusammen, dass eine zentrale Dimension zeitlicher Erfahrung bemerkenswert unterbelichtet bleibt: die Ebene zukünftigen Geschehens. Dies ist umso erstaunlicher und prekärer, als die historistische Geschichtsauffassung Vergangenheit, Gegenwart *und* Zukunft in einem Spannungsverhältnis sieht, das mit der Beschränkung auf die antagonistisch gesetzten Pole ‚damals‘ und ‚jetzt‘ nicht adäquat beschrieben werden kann.

Problematisch ist nicht nur die zeitliche, sondern auch die räumliche Fokussierung der Untersuchung. Das ‚Geschichtsdispositiv‘, dem Sohns Augenmerk gilt, ist ein preußisches – ein Umstand, der in Sohns Untersuchung nirgends systematisch bedacht wird. Nun ist die Wahl einer exemplarischen Vorgehensweise in wissenschaftlichen Abhandlungen grundsätzlich legitim, ja in der Regel notwendig, sie erspart dem Literaturforscher jedoch nicht die Auseinandersetzung mit der Frage, wie der Zusammenhang zwischen den exemplarisch ausgewählten literarischen Manifestationen und den exemplarisch ausgewählten Kontexten zu beschreiben sei. So darf beispielsweise bezweifelt werden, dass die borussische Geschichtskultur der Gründerzeit den adäquaten Referenzrahmen schweizerischer und österreichischer Autoren historischer Romane bildet.

Mit fortschreitender Lektüre entsteht außerdem der Eindruck, dass die Einleitung mehr verspricht, als die Studie hält. Der von Sohns mehrfach ins Feld

geführte Begriff des ‚Geschichtsdispositivs‘ impliziert eine Vielzahl von Institutionen, Diskursformationen und Praktiken, die in der Studie an keiner Stelle Erwähnung finden. Der Anspruch auf eine umfassende Integration dessen, was gründerzeitliche Geschichtskultur konstituiert, wird, so der Eindruck, zumindest partiell aufgegeben zugunsten eines *close reading* ausgewählter literarischer, wissenschaftlicher und publizistischer Texte; die Studie beschränkt sich, wohl nicht zuletzt aus arbeitsökonomischen Gründen, in weiten Teilen letztlich doch auf jene Diskursanalyse, die sie eigentlich sprengen wollte.

Der Blick in das Literaturverzeichnis macht allerdings deutlich, dass auch ein derartiges Vorgehen nicht ohne zeitraubende Recherchen zu bewerkstelligen war. Sohns hat eine Fülle von Primärtexten und Forschungsbeiträgen konsultiert und bietet dem Leser einen umfangreichen Fußnotenapparat, der sich nicht darauf beschränkt, Quellenbelege zu nennen. Zwar wird der aufmerksame Leser den einen oder anderen Hinweis vermissen – so greift Sohns nur vereinzelt auf die umfangreiche geschichtswissenschaftliche Forschungsliteratur zu von ihm behandelten Fragen zurück (vgl. etwa S. 74, Anm. 65, zum Barbarossa-Mythos) und erwähnt die durch Hayden Whites *Metahistory* unter Historikern ausgelöste heftige Debatte mit keinem Wort. Er wird sich außerdem möglicherweise an dem nicht nur in Dissertationen störenden belehrenden Ton – so etwa die Formulierung „In solchen verdruckten Wirklichkeits- und Literaturkonzepten wird ein Theoriedefizit spürbar (S. 105, Anm. 63) – stoßen, der die Auseinandersetzung mit Forschungsliteratur bisweilen kennzeichnet. Dessen ungeachtet erweisen sich die Anmerkungen immer wieder als lesenswerte Verlängerung des Haupttextes und bilden einen wichtigen Bestandteil der Argumentation.

Nicht durchwegs souverän wirkt schließlich der Umgang mit dem theoretischen und methodischen Instrumentarium, dessen sich Sohns in seiner Untersuchung bedient. Von Grundannahmen des *New Historicism* ausgehend strebt er eine dekonstruktivistische Lektüre an, die sich gegenüber Anregungen der Foucaultschen Diskursanalyse, der Gedächtnistheorie Assmannscher Prägung, der Historiographiegeschichte sowie der Semiotik offen zeigt. Er greift damit auf theoretische Ansätze zurück, die durchaus geeignet scheinen, die selbst gestellte Aufgabe sinnvoll zu bewältigen. Wenn allerdings in der Einleitung neben dem in der Tat hilfreichen Konzept des ‚Geschichtsdispositivs‘ eine Reihe weiterer Begriffe aus dem Foucaultschen Repertoire expliziert werden, deren Erhellungskraft gering erscheint (etwa der Begriff der ‚Heterotopie‘ S. 5), wirkt dies reichlich bemüht. Wenn außerdem Begriffe wie „Diskurs“, „Zeichen“, „kontig“ und vor allem „Reflexivität“ in der Art eines Mantras immer neu beschworen und die Leser durch Formulierungen wie „reaktionsschnelle Lektüre“ (S. 20) der Verwirrung preisgegeben werden, besteht Anlass zur Irritation. Auffällig ist schließlich die paradoxe Verbindung von Streben nach begrifflicher Präzision und unscharfem sprachlichem Ausdruck. Insbesondere in der Einleitung werden auch einigmaßen etablierte Termini ausführlich erläutert, andererseits dürfte

manchem Leser nicht verständlich sein, was mit einer „kulturpoetischen Herangehensweise“ (S. 22) konkret gemeint ist – einmal abgesehen davon, dass der wiederholt herangezogene Begriff der ‚Kultur‘ völlig opak bleibt – oder was das „Innere“ vom „Äußeren“ „des Diskurses“ unterscheidet (S. 16). Die Vorliebe für Metaphernhäufungen (etwa auf S. 21) trägt ebenfalls nicht zur Klarheit bei, sondern lässt die Erörterungen insbesondere in den einführenden und den zusammenfassenden Darlegungen im Ungefähren schweben, statt sie gleichermaßen präzisen und prägnanten Befunden zuzuführen.

Ungeachtet der vorgängig artikulierten Kritik bleibt der Eindruck einer mit großem Fleiß erarbeiteten, von umfassender Belesenheit zeugenden und analytisch versierten Studie vorherrschend. Einer Studie, die nicht nur den Blick auf jene Zusammenhänge lenkt, die in der literaturwissenschaftlichen Forschung zu Geschichtsliteratur lange ausgeblendet blieben, sondern auch die Neugier des Lesers auf Werke weckt, die, so steht zu vermuten, nicht immer zu Recht aus dem Kanon realistischer Erzählprosa verbannt wurden.